

Wenn die Pest unter Engeln wütet

Oper Musikalisch eindringlich liess das Landestheater Detmold erfahren, dass «Luisa Miller» unbedingt zu Verdis Hauptwerken zu zählen ist.

Herbert Büttiker

«Luisa Miller» ist nur deshalb ein Nebenwerk von Giuseppe Verdi, weil die Bühnen ob der vielen Alternativen die auf Schillers «Kabale und Liebe» basierende Oper eher selten zeigen. In Winterthur war das 1849 kurz vor der Trias «Rigoletto», «Il Trovatore», «La Traviata» für Neapel komponierte Werk erst einmal, vor knapp zwanzig Jahren in einem Gastspiel der Nationaloper Sofia zu erleben. Die Opernwelt hat sich seither stark verändert, auch im Winterthurer Gastspieltheater schillert sie in ambitionierter Regie bunt oder, wie in diesem Fall zutreffender, schwarzweiss.

Weiss sind die Gesichter geschminkt, schwarz die Augenhöhlen, ein wenig denkt man an Zombies in diesem Tiroler Dorf und Schloss des 17. Jahrhunderts, wo der Sohn des Grafen die Soldatentochter liebt und das Überschreiten der Standesschranken in die Katastrophe führt. Nicht nur die Maske trägt dick auf, der Regisseur Christian von Götz stellt zwar fest, man müsse nur «verstehen, nehmen und theatraalisieren», was in den Noten steht. Aber dieses Theatralisieren forciert er so sehr, dass die Klarheit von Verdis Musik, Dramaturgie und Menschenbild mehr verstellt als erhellt wird. Die Personenführung spornt die Protagonisten zu einem mühevollen Treiben auf, um und unter dem Tisch an, und der Chor hantiert mit Stühlen, die auch als Waffe, Fessel und Folter dienen, und alles will etwas sagen: So wenn Rodolfo in eine Kisten gezwängt auftritt, der herrische Conte di Walter sich auf die Bockleiter setzt, die Tänzerin Caroline Lusken, die den mal höhnischen und mal zärtlichen Tod mimt, sich immer bedeutungsschwer und betulich an die Singenden heran macht, die eigent-



Geburtstagsständchen: Die Dorfbewohner und Laura wecken Luisa auf. Foto: A. T. Schäfer

«In der Oper fängt alles mit Verdi an und hört mit Verdi auf.»

lich ungeteilte Konzentration verdienen.

Auf dem Punkt

Der Rückbezug von Bühne und Kostüm (Lukas Noll) zum Expressionismus und zum Schwarzweiss des Stummfilms hat seine historische Berechtigung auch im Verweis auf die Verdi-Renaissance in eben jener Epoche. Aber im gesuchten Posieren kollidiert die Inszenierung mehr mit der ungekünstelt expressiven Kraft der Musik, als dass sie ihr dienen würde. Diese Musik spielt im innersten Kreis von Verdis

Kunst, mit Perspektiven, die hin zum Spätwerk führen, etwa mit der Todesszenarie des Finales, das an «Otello» denken lässt. Unerhört, wie das Orchester hier mitspricht. Das war in subtilen hohen Streichern, rauen Tiefen und wuchtigen Ausbrüchen, die der Dirigent Lutz Rademacher und die Detmolder mit dramatischem Gespür realisierten. Gleich der Auftakt mit der monothematisch originell gearbeiteten Sinfonia war eine Empfehlung, Dynamik und Tempi waren dann durchwegs auf dem Punkt und damit auch Dramatik und psy-

chologische Intensität des Kammerstücks. Ein stimmächtiges Protagonistenteam war den grossen Herausforderungen gewachsen, ergreifend mit luzidem Sopran Marie Marie Hart als Luisa, der Tenor Ji-Woohn Kim mit kraftvollen und auch berührend verhaltenen Tönen als Rodolfo, Benjamin Lewis mit väterlichem Bariton als Miller und Seungweon Lee mit forschendem Bass als Conte di Walter. Wie wenig realistische Darstellung in dieser Inszenierung gefragt war, zeigte mit clownesken Zügen der Bass Alexander Vassilev als Wurm. Yaroslava

Kozena als Federica und Annina Olivia Battaglia als Laure setzen feine Akzente. Ein klangvoll besetzter Chor, der die dörfliche Idylle beschwört, war mit im Spiel. Um den Verlust dieser Idylle geht es in der Oper, um die zerstörerischen Kräfte, gute Absichten wie böse, die den Menschen aus dem Paradies vertreiben, und es geht um den «Engel im Exil», wie der Chor traurig singt. Treffend ist deshalb Schillers Zitat im Bühnenbild präsent: «... wenn die Pest unter Engeln wütet, so rufe man Trauer aus durch die ganze Natur.»

Ein dunstiges, verschwommenes Universum

Psych Rock Tess Parks singt mit fast schon obszöner Nonchalance. Heute tritt die Kanadierin im Albani auf.

Es ist der anonyme Klang der nächtlichen Gossstadt, der regennassen Strassen, in denen sich Strassenlampen und Nachtbusse spiegeln, der Klang von Kellerbars, eine Stunde vor Betriebsschluss, von auch drinnen getragenen Sonnenbrillen, von einem torkelnden, fröstelnden Spaziergang im kühlen Morgenrauen.

Kaum eine zeitgenössische Sängerin mag die Stimmung nach dem Ausgang und vor dem Aufwachen so bitterschön einzufangen wie die Kanadierin Tess Parks. Heute Abend spielt die Sängerin ein einziges Schweizer Konzert im Winterthurer Albani.

Viel Blues, viel Sphärisches

Tess Parks hat im Oktober zusammen mit Anton Newcombe, dem Sänger von Brian Jonestown Massacre, dieser kultigen, verkorkten kalifornischen Rock'n'Roll-Band, ein Album veröffentlicht: «Tess Parks & Anton Newcombe» heisst es

schlicht, es ist bereits die zweite Veröffentlichung der beiden dieser Art. Viel Gitarre ist auf diesem Album zu hören, viel Bluesiges, viel Sphärisches. Die Musik wirkt launisch und perfektioniert eine gelangweilte Coolness, sie ist gleichzeitig hypnotisch und trägt einen mit in das schrammel-trunkene Universum von Parks und Newcombe.

Teils erschreckend morbide

Langsam winden sich die Songs dahin, einnehmend repetitiv sind die Melodien, es tönt nach schleppenden 3-Akkorde-Jam-Sessions zu später Stunde.

Ein verschwommener, dunstiger Klangteppich legt die Grundlage für die rauchige Stimme von Parks. Es ist eine Stimme, die manchmal mehr lallt als singt, die mehr haucht als spricht, die fast schon obszön nonchalant wirkt.

Psych Rock kann man das nennen, oder Garage Rock, oder Shoegaze oder düsterer Folk. Die Musik erinnert an The Kills von

der Attitüde her, an L.A. Witch von Drive und an Patti Smith von der eindringlichen Stimme her.

Die Songs pendeln zwischen eingängig-angepasst und erschreckend morbide. Der Verlust von Menschen, die einem nahe stehen, ist ein wiederkehrendes Motiv in den Liedern. «I don't feel a thing» (Ich fühle nichts) singt Parks im Lied «French Monday Afternoon», und «Please Never Die» haucht sie in einem anderen Stück, die Orgel säuselt melodramatisch, und man wippt zum leichten, radiofreundlichen Beat mit dem Fuss.

Von Toronto nach London

Die Sängerin und Songwriterin Parks wurde in eine Musikerfamilie geboren, ist mit siebzehn von Toronto nach London gezogen, begann Fotografie zu studieren und entdeckte dann doch die Musik.

Sie nennt Oasis, Led Zeppelin und Nirvana als ihre frühesten musikalischen Erinnerungen, Oasis gar als ihre Lieblings-

band, zu deren Songs sie sich elfjährig das Gitarrespielen beibrachte.

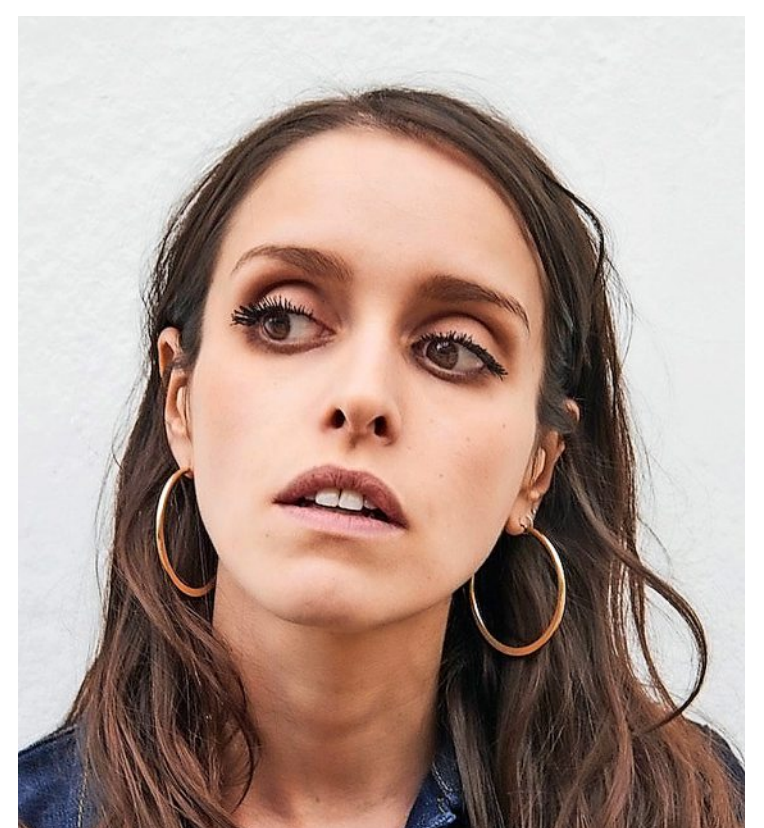
2013 gab sie 24-jährig ihr erstes Album «Blood Hot» heraus und zog mit dessen bereits sehr reifem, eigenem Stil die Aufmerksamkeit der Musikpresse auf sich. Es folgte 2015 das Album «I Declare Nothing» mit Anton Newcombe und dann im letzten Oktober die zweite gemeinsame Platte.

Parks ist eine Frontfrau, die während ihrer Auftritte ganz im Moment da zu sein scheint und gleichzeitig zu Tode davon gelangweilt. Die gleichzeitig verwundbar wirkt und trotzdem maximale Lässigkeit ausstrahlt.

Einen Auftritt dieser aussergewöhnlichen Künstlerin sollte man sich insbesondere im intimen Rahmen der kleinen Albani-Bühne nicht entgehen lassen.

Claudia Peter

Tess Parks: Heute, 21 Uhr, Albani, Steinberggasse.



Gelangweilte Coolness in Perfektion: Tess Parks. Foto: PD